

# beziehungsw<sup>weise</sup>

DEZEMBER 2012

INFORMATIONSDIENST DES ÖSTERREICHISCHEN INSTITUTS FÜR FAMILIENFORSCHUNG [WWW.OIF.AC.AT](http://WWW.OIF.AC.AT)

## INHALT

- |   |  |
|---|--|
| <p>1 <b>THEMA</b> Zur Psychologie des nachlassenden Kinderwunsches</p> <p>5 <b>SERIE</b> Wussten Sie, dass ...?</p> <p>7 <b>REZENSION</b> Familie heute</p> | <p>8 <b>SERVICE</b> buch: Zukunft mit Kindern<br/>buch: Das Früher im Heute<br/>info: Neue Universitätslehrgänge</p> |
|---|--|

THEMA

## Zur Psychologie des nachlassenden Kinderwunsches

VON RAINER DOLLASE

Mit der Industrialisierung und mit dem beginnenden Wohlstand eines Landes sinkt allgemein der Kinderwunsch. Je besser es einem Land geht, desto weniger Kinder werden pro Frau geboren. In Deutschland exakt: 1,3 (zum Vergleich: in Äthiopien 5,2). Warum eigentlich? Wäre steigender Kinderwunsch nicht gerade dann vernünftig, wenn es den Menschen besser geht, und sinkender, wenn es schlecht geht? Der folgende Beitrag erörtert den starken Einfluss psychologischer Aspekte beim Thema Kinderwunsch.

Die Einführung der Sozialversicherungen und die Verbesserung der Verhütungsmethoden haben dazu geführt, dass die Entscheidung für ein Kind nicht durch Zufall geschieht (weil man nicht verhüten konnte) oder unter ökonomischem Zwang getroffen werden muss. Kinder sicherten früher die Altersversorgung der Eltern und trugen zur Existenzsicherung der Familien (z.B. in Familienbetrieben) bei; in den brasilianischen Favelas und den Armenvierteln vieler Entwicklungsländer kann man das immer noch beobachten. In den Wohlstandsländern kann man das eigene Leben auch ohne Kinder und im Vertrauen auf das Funktionieren der staatlichen Alters- und Sozialversicherung planen und

„glücklich“ gestalten. Man ist für die Selbstverwirklichung und die Optimierung seiner eigenen Lebenschancen nicht mehr auf das Kinderhaben angewiesen. Im Gegenteil: Ohne Kinder kann man die im Wohlstand angebotenen Selbstverwirklichungsmöglichkeiten, Waren und Dienstleistungen noch besser nutzen: Man hat ohne Kinder mehr Geld und mehr Zeit. Deshalb sinkt der Kinderwunsch.

Aus diesem Grunde ist die Entscheidung für oder gegen Kinder eine freiwillige, und sie wird damit



immer stärker zu einer psychologischen Frage (Gloger-Tippelt/Gomille/Grimmig 1993). Ob man Kinder haben will oder nicht, ist für jene, die noch keine haben, ein rein theoretisches Kalkül – eine Entscheidung auf Vermutungen hin, und die sind hauptsächlich psychologisch zu beeinflussen. Man weiß ja nicht, wie es wäre, wenn man eins hätte, wie das Kind wird, wie man auf das Kind reagiert etc. Das Kinderwollen ist eine Entscheidung mit einer ungewissen Zukunft, auch dann, wenn man schon eines oder mehrere hat. Nach dem ersten Kind wird die gewünschte Kinderzahl allerdings nach unten korrigiert, weil man nun erfahren hat, wie viel Zeit, Geld und „Nerven“ ein Kind kostet.

### Welches Kind möchten Sie?

Man stelle sich einmal vor, man wüsste ganz sicher, was aus dem eigenen Kind würde.

*Beispiel 1:* Ein pflegeleichtes Kind, sehr gut in der Schule, bei seinen Klassenkameraden beliebt, studiert schnell und ergattert einen tollen Beruf, kümmert sich gleichzeitig nett um die Eltern, die sich nicht haben scheiden lassen, sondern als Paar glücklich bis ins Großelternalter bleiben.

*Beispiel 2:* Man könnte sich aber auch ein anderes Beispiel ausdenken, noch nicht einmal ein besonders schlimmes: Das Kind schreit sehr viel und hat Schlafstörungen, es gewöhnt sich schlecht an die Kinderkrippe und den Kindergarten, die Ehe wird geschieden, wenn das Kind zwei Jahre alt ist, in der Schule häufen sich die Schwierigkeiten, es macht kein Abitur (Matura), sondern muss die Gesamtschule wegen schlechter Leistungen vorzeitig verlassen, jobbt als Hilfsarbeiter bis es mit Ach und Krach eine Maurerlehre beenden kann. Es ist immer wieder mal arbeitslos und ist später besonders häufig in Kneipen anzutreffen.

Keine Frage: Das Kind in Beispiel 1, das will jeder, das in Beispiel 2 will (bedauerlicher Weise) niemand – oder? Die Angst, dass Beispiel 2 zutrifft, müssen auch Eltern mit Abitur (Matura) haben – ein Drittel der Kinder dieser Eltern macht keines und absolviert auch nicht immer eine erfolgreiche Berufslaufbahn. Bei manchen, die vor der Frage stehen: „Kinder oder keine Kinder?“ stehen Vermutungen über die Zukunft ihrer Ehe und das weitere Schicksal der Kinder im Zentrum der Überlegungen.

Wer das Kinderbekommen vernunftgemäß entscheidet, denkt an eine Unzahl von Risikofaktoren (psychologische Kosten), aber auch positive Entwicklungen (psychologischer Nutzen), die mit dem Kind

verbunden sein können. Wer zu starke Angst davor hat, dass etwas schief laufen könnte, will kein (weitere) Kind. Unsere beiden Beispiele zeigen, was einen motiviert und was demotiviert. Misserfolgsmotivierte Menschen werden durch die Angst vor Schwierigkeiten zur Kinderlosigkeit getrieben, erfolgsmotivierte durch die Zuversicht, mit dem Kind das Leben reicher und schöner machen zu können.

### Psychologische Nutzen und Kosten von Kindern

Der Nutzen, den Kinder für potenzielle Eltern haben, ist ein psychologischer Nutzen (Gloger-Tippelt/Gomille/Grimmig 1993), das heißt, es sind Werte, die mit dem Kinderhaben verbunden sind, Erwartungen psychologischer Vorteile etc.: Das Kind macht Freude, man kann mit ihm Anerkennung gewinnen, wird beachtet, womöglich bewundert. Die psychologischen Nachteile sind ebenso evident: Einschränkungen in der Selbstverwirklichung, Vereinbarungsprobleme mit beruflichen Anforderungen, mit Freizeitwünschen, Stress, Sorge, dass ein Kind verhaltensauffällig oder ein Schulversager wird etc. (Roloff/Dorbritz 1999a). Die Entscheidung für oder gegen ein Kind ist also das Ergebnis einer Nutzen-Kosten-Kalkulation, wobei die Zielstellung wie bei jeder Nutzen-Kosten-Kalkulation die Nutzenmaximierung, die Kosten- und Risikominimierung ist (Stöbel-Richter/Brähler 2000).

Was sind potenzielle psychologische Nutzen bzw. Kosten? Interessant ist eine Kategorisierung der Gründe für oder gegen ein Kind. Im Zusammenhang mit der Entwicklung von „Kinderwunschfragebögen“ (LEK und LKM, s.u.) konnten insgesamt sieben voneinander relativ unabhängige Bereiche definiert werden, die die tatsächliche psychologische Motivation bzw. Einstellung zum Kind ausmachen (Stöbel-Richter/Brähler 2000), gewissermaßen Schubladen für eine Sortierung der möglichen Nutzen und Kosten von Kindern (die Schubladen sind bipolar, d.h. Pro und Kontra-Argumente passen hinein).

Im „Leipziger Fragebogen zur Einstellung zum Kinderwunsch“ (LEK), der eher soziale Einstellungen erfragt, sind es

1. *Soziale Stereotype*, das heißt, man glaubt, dass es aus sozialen Gründen schlicht und einfach notwendig oder normal ist, zum Beispiel aus Pflicht gegenüber der Gesellschaft oder den informellen Normen, ein Kind zu haben (bzw. auch, es abzulehnen). „Kinder gehören einfach dazu“: Der Vergleich mit sozialen Bezugsgruppen ist relevant („In unserem Kreis haben alle Kinder“), eine tiefere Problematisierung erfolgt dagegen nicht.

2. *Fehlende gesellschaftliche Unterstützung*, was von der Kritik über zum Beispiel unzureichende Unterbringungsmöglichkeiten für Kinder bis hin zu einer insgesamt als kinderfeindlich erlebten Gesellschaft reicht. Hier wird der Blick also auf gesellschaftliche Hilfen gerichtet. Die Gründe für den fehlenden eigenen Kinderwunsch scheinen damit außerhalb des persönlichen Verfügungsbereichs zu liegen, also wird die Gesellschaft dafür verantwortlich gemacht.
3. *Pessimistische Zukunftserwartungen*, die mit negativen Prognosen über die Zukunft der Welt, der Überbevölkerung, mit den Schulverhältnissen, mit der Gewalt etc. zu tun haben. In dieser Kategorie sind es zumeist subjektiv nicht steuerbare Risikofaktoren, die angegeben werden.

Beim „Leipziger Fragebogen zur persönlichen Motivation“ (LKM) gibt es vier Unterbereiche:

1. *Wunsch nach emotionaler Stabilisierung*: Menschen, die von einem Kind etwas für ihre eigene emotionale Persönlichkeitsentwicklung erwarten (oder gerade nicht erwarten),
2. *Angst vor persönlichen Einschränkungen*: von der Angst um den eigenen Freundeskreis bis hin zu Befürchtungen, dass man das Kind falsch erziehen könnte etc.,
3. *Wunsch nach sozialer Anerkennung*, zum Beispiel: „Kinderlosigkeit bedeutet für mich gesellschaftliche Abwertung“ oder auch Aufwertung,
4. *Angst vor materieller Beeinträchtigung* (Einbuße von Geld und Zeit), z.B. „Ein Kind kostet Zeit, ich muss auf vieles andere verzichten, was ich gerne tue“.

Diese sieben Kategorien muss man wie Schubladen sehen, in denen Argumente pro und kontra Kind einsortiert werden. Vereinfacht kann man sagen, es gibt immer Ressourcenprobleme, es gibt immer Probleme mit der biografischen Perspektive und der Vereinbarkeit von Aktivitäten in unterschiedlichen Lebensbereichen (nicht nur mit der Erwerbstätigkeit, auch mit Hobbies etc.) (Huinink/Brähler 2000).

Der psychologische Nutzen von Kindern ist offenbar, wie nicht anders zu erwarten, weiterhin erheblich gesunken. Das kann man nicht nur an den sinkenden Geburtenziffern, sondern auch an folgenden Zahlen erkennen: 27% der Männer in Westdeutschland und 15% der Frauen in den alten Bundesländern wünschen sich keine Kinder mehr (Männer wünschen sich im Schnitt 1,59 Kinder, Frauen 1,75). Das korrespondiert damit, dass nur noch 25% glauben, dass Kinderhaben zur Lebensfreude, zu Liebe, Glück und Zufriedenheit

dazugehört. Erstaunlicherweise findet sich diese Vermutung, dass Kinder zur Lebensfreude beitragen, bei Kinderlosen deutlich häufiger (44%), wohingegen schon Eltern mit einem Kind zu 65% meinen, dass sich keine Veränderung der Lebensfreude durch Kinder ergibt. Dieses Ergebnis stimmt mit der „Value of Children“-Annahme überein, derzufolge der psychologische Nutzen von Kindern schon mit einem Kind erreichbar ist und es nicht mehrerer Kinder bedarf, um diesen Vorteil zu haben. Auch dass Kinder Partnerschaften verbessern, dass sie helfen, ein höheres Prestige in der Gesellschaft zu erreichen, dass die Sicherheit im Alter dadurch besser gesichert und ein erfülltes Leben nur mit Kindern möglich ist, meinen immer weniger Erwachsene. Meist werden die wahrgenommenen Positiva des Kinderhabens von Kinderlosen deutlich höher angegeben, als jene von Eltern, die offenbar durch das erste Kind schon illusionslos geworden sind. Nur 50% der Frauen (49% der Männer) meinen, dass zu einem erfüllten Leben ein Kind dazu gehört. Die Angst vor unliebsamen Überraschungen im Leben mit dem Kind, sogenannten „Erwartungsverletzungen“ („Damit habe ich nicht gerechnet“), spielen beim Kinderwunsch eine große Rolle.

Selbstverständlich kann man auch danach fragen, wovon es denn abhängen würde, mehr Kinder zu bekommen (Höhn et al. 2006). Die Antworten sind relativ eindeutig: Man möchte für sich und seinen Partner einen sicheren Arbeitsplatz trotz Kinder haben und man möchte die finanziellen Belastungen minimieren, das heißt, Sicherheit im Allgemeinen wird als Bedingung dafür angegeben, sich für mehr Kinder zu entscheiden. Dahinter steckt eine ganz klare Risikominimierungsstrategie, die sich auch darin zeigt, dass die Zustimmung zu folgendem Satz „Man sollte erst Kinder bekommen, wenn man Sicherheit hat, dass man als Paar zusammen bleibt“, von 73% der Befragten bejaht wird.

#### **Risikofreude als Bedingung für das Kinderkriegen?**

In der Tat gibt es aber immer noch Typen von Familien und Paaren, die Kinder und die damit zusammenhängenden Risiken ohne weitere Bedenken und ohne vorherige Risikokalkulation in Kauf nehmen. Sind das unverantwortlich handelnde Menschen? Mit Sicherheit nicht. Es sind jene, die sich der allgemeinen Planungshysterie und dem Sicherheitsfetischismus nicht unterworfen haben; für die auch Bauhilfsarbeiter und Büglerinnen wichtige Menschen sind (deswegen dürfen ihre Kinder auch solche Berufe ergreifen), die den

Erfolg des Nachwuchses nicht an der Höhe des Schulabschlusses bemessen, die wissen, dass alles Leben Risiko ist, die eine Religion oder Philosophie haben, die ihnen Sicherheit gibt, auch in schwierigen Zeiten ihre Lebensfreude zu bewahren. Die wissen, dass der Satz von Karl Raimund Popper auch im Alltag stimmt: „Alles Leben ist Problemlösen“. Nichts im Leben ist ohne Risiko zu haben. Risiken fordern Menschen auch heraus. Zu heiraten und Kinder zu bekommen ist „nichts für Feiglinge“, Mut und Vertrauen gehören unbedingt dazu und ein gehöriges Maß an Unabhängigkeit gegenüber gesellschaftlichen Erwartungen. Sicherheit gibt es im Leben nicht, sie lässt sich auch nicht gesellschaftlich-politisch herstellen.

Es ist ein ungewöhnlicher Gedanke, dass es von der grundsätzlichen Lebensphilosophie abhängen könnte, ob man Kinder bekommt oder nicht. In der Regel werden die bekannten Verdächtigen des sinkenden Kinderwunsches genannt: zu wenige Krippen und Kindergärten, fehlende Arbeitsplatzsicherheit, zu wenige Ganztagschulen, fehlende Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Sollten diese Begründungen etwa nicht stimmen?

#### **Steigern Geld, Zeit und Kinderbetreuung den Kinderwunsch?**

Es gibt drei Bereiche zentraler Hilfeerwartungen: Geld, Zeit und Kinderbetreuung. Insbesondere Alleinerziehende und Frauen wünschen sich in diesen drei Bereichen mehr Unterstützung. Geringer qualifizierte, das heißt, ärmere Menschen wünschen sich vor allem finanzielle Unterstützung, Kinderlose und Ein-Kind-Familien sowie höher qualifizierte wollen vor allem bessere Betreuungsmöglichkeiten. Das ist in Einklang mit vielen Studien, die zeigen, dass man zielgruppenspezifische Angebote machen muss (Habich/Berger-Schmitt 1998). Von mehr Geld profitieren längst nicht alle und von mehr Betreuung auch nicht. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist nach wie vor ein erklärtes Ziel, allerdings dominieren hier Wünsche

nach Teilzeitbeschäftigung oder flexiblen Arbeitszeiten. Der Wiedereinstieg in den Beruf, der nur bei rund 10% der Mütter gelingt, steht ebenfalls auf der Wunschliste. Allerdings ist das traditionelle Modell, in dem ein Partner erwerbstätig ist und der andere sich um Haushalt und Kinder kümmert, für die meisten Familien Realität, es wird allerdings nur selten gewünscht. Zwei Drittel der Eltern wünschen sich, dass ein Partner Teilzeit arbeitet und der andere Vollzeit (Höhn et al. 2006). Eine öffentliche Kinderbetreuung kann nur maximal 40 bis 45 Stunden die Woche angeboten werden, mehr halten kleine Kinder ohne Schaden nicht aus, zeigte die NICHD Studie (2007). Und ungefähr 40 bis 45 Stunden der wöchentlichen Wachzeit muss ein Kind dann auch noch privat, in der Familie betreut werden. Ein Zeitpaket, das in modernen Berufen beider Eheleute bei Vollzeitbeschäftigung beider kaum aufgebracht werden kann. Man muss nicht nur an Menschen mit Wechselschichtdienst denken (Polizist und Krankenschwester), sondern auch an Dienstreisen, Erkrankung des Kindes, betriebliche Weiterbildung, Fortbildungswochenenden, Überstunden, Auslandsaufenthalte etc., um zu erkennen, dass erhebliche Betreuungsprobleme auch bei Vollversorgung mit Kindertagesstätten (Kitas) bleiben. Deshalb ist eine Steigerung der Betreuungsquote von Kindern in Krippen, Kitas und Ganztagschulen nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Ohne privates Investment (durch privat bezahlte Betreuungspersonen oder Verwandte, Großeltern) lassen sich Beruf und Kinder nicht vereinbaren. Folglich können derartige Maßnahmen den Kinderwunsch nur in sehr begrenztem Umfang steigern.

In der Tat gibt es aber auch einige paradoxe Befunde zu den Möglichkeiten und Grenzen einer politischen und gesellschaftlichen Steigerung des Kinderwunsches:

1. Obwohl die gesellschaftliche Unterstützung als schlecht wahrgenommen wird, geben Eltern an, dass diese allgemeinen Gründe für sie persönlich keine Rolle gespielt haben (Schneewind 1995, 1998; Schneewind/Vaskovics 1992, 1994; Schneewind/von Rosenstiel 1992). Fast keine Mutter wird, einer Verbundstudie zufolge (Schneewind/Vaskovics/Gotzler 1996), wegen fehlender Betreuungsmöglichkeit gegen ihren Willen nicht berufstätig, das heißt, diese Mütter haben freiwillig ein „Erwerbstätigkeitsopfer“ für das Kind erbracht.
2. Der Zugriff auf Kindergartenbetreuung ist bei erwerbstätigen Müttern genauso groß wie bei nicht erwerbstätigen, bei denen die Vereinbarkeit von Beruf und Familie keine Rolle spielt.

#### **der autor**

Prof. Dr. Rainer Dollase war Hochschullehrer an den Universitäten Aachen, Köln, Essen und Bielefeld. Seine Arbeitsschwerpunkte sind entwicklungspsychologische und pädagogische Themen auf allen Stufen des Bildungssystems. Er hat zahlreiche empirische Forschungsprojekte verantwortet und aktuell zu den Themen „Gewalt in der Schule“ (2010) und „Classroom Management“ (2012) publiziert.

Kontakt: rdollase@gmx.de

Fortsetzung auf Seite 6 ►

# Wussten Sie, dass ...

## ... die fünf Kinderbetreuungsgeld-Varianten unterschiedlich „beliebt“ sind?

VON SONJA BLUM

Seit seiner Einführung zum 1. Jänner 2002 ist das österreichische Kinderbetreuungsgeld wiederholt durch Einführung zusätzlicher Bezugsvarianten reformiert worden. Die Politikwissenschaft spricht in solchen Fällen von layering (Streeck/Thelen 2005): Durch die Reformen wird eine bestehende Maßnahme nicht abgeschafft oder durch eine andere ersetzt, sondern es werden neue Elemente auf die bereits bestehenden „aufgesattelt“.

Beim Kinderbetreuungsgeld (KBG) erfolgte dies zu Beginn der Jahre 2008 und 2010, indem jeweils zwei neue Bezugsvarianten eingeführt wurden. Eltern können heute also zwischen fünf Varianten des Kinderbetreuungsgelds wählen – mit je längeren bzw. kürzeren Bezugszeiträumen und entsprechend niedrigeren bzw. höheren Geldleistungen.

Wie oft werden diese unterschiedlichen Varianten gewählt? Mit 46 Prozent am häufigsten wurde im Oktober 2012 die Langvariante von 30+6-Monaten in Anspruch genommen<sup>1</sup> – also der „Urtyp“ von 2002: In dieser Variante kann ein Elternteil maximal 30 Monate KBG beziehen, bei einer monatlichen Geldleistung von 436 Euro. Mindestens sechs Monate können vom jeweils anderen Elternteil bezogen werden; sie verfallen sonst. Die gesamten 36 Monate können Eltern auch in anderer Form untereinander aufteilen, z.B. indem sie nacheinander je 18 Monate KBG beziehen.

Seit 2008 existieren zusätzliche Bezugsformen von 20+4-Monaten (624 Euro) sowie 15+3-Monaten (800 Euro): Die knapp zweijährige Variante wurde im Oktober 2012 von 25,9 Prozent in Anspruch genommen; die kürzere Variante von knapp 6 Prozent.

Mit 17,1 Prozent am dritthäufigsten wurde im Oktober 2012 die einkommensabhängige KBG-Variante bezogen: Hier werden über 12+2-Monate 80 Prozent der Einkünfte vor der Geburt – bis zu einer Obergrenze von monatlich 2.000 Euro – erstattet. Die Kurzvariante von 12+2-Monaten existiert

<sup>1</sup> Verglichen werden hier nur die Fälle im 1. Jahr des KBG-Bezugs, da sonst die längeren Varianten überrepräsentiert sind: aufgrund ihrer Laufzeit und – je nach Zeitpunkt der Messung – ggf. aufgrund der Tatsache, dass zu Bezugsbeginn die neueren Varianten noch nicht eingeführt waren.

Tabelle 1: KBG-Bezug nach Varianten

| Variante                | KBG-Bezieher Jänner 2011<br>(Fälle im 1. Bezugsjahr) | KBG-Bezieher Oktober 2012<br>(Fälle im 1. Bezugsjahr) |
|-------------------------|--|---|
| 30+6                    | 53,88%   | 46%   |
| 20+4                    | 24,82%   | 25,9%   |
| 15+3                    | 5,4%   | 5,96%   |
| 12+2 pauschal           | 4,09%  | 5,01%   |
| 12+2 einkommensabhängig | 11,8%  | 17,12%  |

Quelle: BMWFJ Monatsstatistiken zum KBG, abrufbar unter [URL: <http://www.bmwfj.gv.at/Familie/FinanzielleUnterstuetzungen/Kinderbetreuungsgeld/Seiten/Monatsstatistiken.aspx>]

zusätzlich auch als Pauschalvariante von monatlich 1.000 Euro, die im Oktober 2012 von 5 Prozent in Anspruch genommen wurde.

Insgesamt wählen Eltern also derzeit nach wie vor am häufigsten die Langvariante von 30+6-Monaten. Gleichzeitig ist aber auch eine zeitliche Dynamik in der ‚Beliebtheit‘ der Varianten erkennbar: So bezogen im Jänner 2011 – also nachdem das aktuelle System aus fünf Bezugsformen bereits ein Jahr bestand – noch mehr als 50 Prozent die längste Variante. Das ist heute nicht mehr der Fall. Gleichzeitig gewinnt die einkommensabhängige Variante von 12+2-Monaten an Bedeutung: Während sie vor fast zwei Jahren nur von 11,8 Prozent der Bezieher in Anspruch genommen wurde, liegt der Wert heute bereits bei 17,1 Prozent.

Eine Evaluierungsstudie zu den jüngsten zwei KBG-Varianten (Rille-Pfeiffer/Kapella 2012) gibt Hinweise darauf, weshalb welche Bezugsform gewählt wird: So gaben die Bezieher/innen der 12+2-Varianten in erster Linie finanzielle und berufliche Motive für die Wahl dieser Bezugsform an. ■

Kontakt: [sonja.blum@oif.ac.at](mailto:sonja.blum@oif.ac.at)

### Literatur

Rille-Pfeiffer, Christiane; Kapella, Olaf (2012): Evaluierung Kinderbetreuungsgeld. Einkommensabhängige und pauschale Bezugsvariante 12+2-Monate. ÖIF-Forschungsbericht Nr. 9. Wien: ÖIF.  
Streeck, Wolfgang; Thelen, Kathleen (2005): Beyond Continuity: Institutional Change in Advanced Political Economies. New York: Oxford University Press.

3. Bei jenen Studierenden, die aufgrund ihres Studiums ein großes Problembewusstsein über Risiken und Schwierigkeiten des Kinderhabens besitzen, den Psychologiestudentinnen und -studenten, ist die Ambivalenz zum Kinderkriegen im Vergleich zu anderen Studierenden mit 34% am größten (Middendorf 2003) – wer um mögliche Risiken weiß, will seltener Kinder.
4. Auch lebenszeitlich verbeamtete Paare, die mit sicheren Arbeitsplätzen und großzügigen Vereinbarkeitsregelungen für Beruf und Familie ausgestattet sind, wünschen sich nicht mehr Kinder als andere (Höhn 1986).
5. Die Quote der Krippenbetreuung hängt in den deutschen Bundesländern nicht mit der Geburtenrate zusammen: die höchste Geburtenrate hat Niedersachsen (1,5) und zugleich die niedrigste Krippenquote – die niedrigste Geburtenrate hat Sachsen-Anhalt (1,2) und zugleich die höchste Krippenversorgung (über 50%, also auch mehr als Frankreich).

Von kurzfristigen Effekten familienpolitischer Maßnahmen auf den Kinderwunsch soll man sich nicht täuschen lassen. Bekanntermaßen (Beispiel Rumänien) bleiben oftmals Langzeiteffekte bzw. eine Trendumkehr aus (Höhn/Schubnell 1986a, 1986b). Auch muss diskutiert werden, ob es sich lohnt, pronatalistische Wirkungen erzeugen zu wollen, was aufwendig sein dürfte (meist erreichen sie nur eine Steigerung der Geburtenrate von 0,2 bis 0,3). Aber auch solche „kleinen“ Verbesserungen, die sich ja in durchaus eindrucksvollen absoluten Zahlen äußern können, müssen und sollten ergriffen werden, um mehr Menschen die Sicherheit für ihre Zukunft mit Kindern geben zu können.

Ein weiteres Problem kann aber nur national aufgeklärt werden: Warum ist die Fruchtbarkeitsziffer der großen Industrie- und Wohlstandsnationen nur in Deutschland und Japan so verhältnismäßig niedrig, etwa im Vergleich zu den USA (2,0)? Vermutlich ist es die besonders perfektionistische Lebenseinstellung, die diese beiden Länder von den anderen Industrienationen unterscheidet. Das zu ändern ist kein materielles Problem, sondern ein psychologisches. Die Einstellungen zum Leben mit Kindern müssen sich wandeln. ■

**Quelle:** BZgA Forum 1–2012, Informationsdienst der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) [www.forum-sexualaufklaerung.de](http://www.forum-sexualaufklaerung.de)

## Literatur

- Birg, H. (2003): Die demographische Zeitenwende – Der Bevölkerungsrückgang in Deutschland und Europa. München: Beck.
- Birg, H. (2005): Die ausgefallene Generation. Was die Demographie über unsere Zukunft sagt. München: Beck.
- Dollase, R. (1985): Entwicklung und Erziehung. Angewandte Entwicklungspsychologie für Pädagogen. Stuttgart: Klett.
- Gloger-Tippelt, G.; Gomille, B.; Grimmig, R. (1993): Der Kinderwunsch aus psychologischer Sicht. Opladen: Leske und Budrich.
- Habich, R.; Berger-Schmitt, R. (1998): Familienbildung und Kinderwunsch in Deutschland. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Höhn, C. (1986): Einflußfaktoren des generativen Verhaltens. Zwischenbilanz zu den Gründen des Geburtenrückgangs. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 12(3), S. 309-323.
- Höhn, C.; Ette, A.; Ruckdeschel, K.; Grothe, F. (2006): Kinderwünsche in Deutschland. Konsequenzen für eine nachhaltige Familienpolitik. Stuttgart: Robert Bosch Stiftung.
- Höhn, C.; Schubnell, H. (1986a): Bevölkerungspolitische Maßnahmen und ihre Wirksamkeit in ausgewählten europäischen Industrieländern. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 12(1), S. 3-51.
- Höhn, C.; Schubnell, H. (1986b): Bevölkerungspolitische Maßnahmen und ihre Wirksamkeit in ausgewählten europäischen Industrieländern. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 12(2), S. 185-219.
- Huinink, J.; Brähler, E. (2000): Die Häufigkeit gewollter und ungewollter Kinderlosigkeit. In E. Brähler/H. Felder/B. Strauß (Hg.): Fruchtbarkeitsstörungen. Göttingen: Hogrefe. S. 43 - 54.
- Kuprat, W.; Volmer, W. (1980): Pädagogisch-psychologische Perspektiven des Geburtenrückgangs. Essen: Universität Essen-GH, Fachbereich 2.
- Middendorf, E. (2003): Kinder eingeplant? Lebensentwürfe Studierender und ihre Einstellung zum Studium mit Kind. Hannover: Hochschul-Informations-System GmbH.
- NICHD-Studie (National Institute of Child Health and Human Development): The NICHD Early Child Care Research Network: "Are There Long-Term Effects of Early Child Care?" In: Child Development, March/April 2007. Volume 78 (2). S. 681-701.
- Roloff, J.; Dorbritz, J. (Hg.) (1999a): Familienbildung in Deutschland Anfang der 90er Jahre. Demographische Trends, individuelle Einstellungen und sozioökonomische Bedingungen. Opladen: Leske und Budrich.
- Roloff, J.; Dorbritz, J. (Hg.) (1999b): Familienbildung in Deutschland Anfang der 90er Jahre. Demographische Trends, individuelle Einstellungen und sozioökonomische Bedingungen. Opladen: Leske und Budrich.
- Schneewind, K. A. (1995): Bewußte Kinderlosigkeit: Subjektive Begründungsfaktoren bei jungverheirateten Paaren. In: B. Nauck/C. Onnen-Isemann (Hg.): Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung. Neuwied: Luchterhand. S. 457-472.
- Schneewind, K. A. (1998): Kinderwunsch und Konsequenzen der Elternschaft: eine fünfjährige Längsschnittstudie. In: K. Hahlweg; P. H. Baucom; R. Bastine; H. J. I. Markmann (Hg.): Prävention von Trennung und Scheidung – Internationale Ansätze zur prädiktion und Prävention von Beziehungsstörungen. Stuttgart: Kohlhammer. S. 105-198.
- Schneewind, K. A.; Vaskovics, L. A. (1992): Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneewind, K. A.; von Rosenstiel, L. (Hg.) (1992): Wandel der Familie. Göttingen: Hogrefe.
- Stöbel-Richter, Y.; Brähler, E. (2000): Persönliche Kinderwunschmotive und Einstellungen zum Kinderwunsch in Ost- und Westdeutschland – Ergebnisse einer Repräsentativbefragung. In: E. Brähler; H. Felder; B. Strauß (Hg.): Fruchtbarkeitsstörungen. Göttingen u.a.: Hogrefe. S. 72-87.

# Familie heute

VON CHRISTINE GESERICK

Wer sich mit familiensoziologischen Fragestellungen beschäftigt, kommt um einen Namen nicht herum: Rosemarie Nave-Herz. Die Soziologie-Professorin aus Deutschland hat in ihrer Laufbahn (seit 1971 hauptsächlich an der Universität Oldenburg tätig; emeritiert 2003) zahlreiche Bücher und Aufsätze verfasst, von denen viele zu Klassikern innerhalb der Familiensoziologie avanciert sind. Dazu gehört auch die Monografie „Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung“. Diese ist kürzlich in einer fünften, überarbeiteten Neuauflage erschienen (Sommer 2012, Primus Verlag).

Die erstmals 1994 publizierte Monografie ist mittlerweile ein Standardwerk, und doch hält die überarbeitete Version Neues bereit, so dass sie auch für Besitzer älterer Ausgaben eine anregende Lektüre sein dürfte: Vor allem sind dank zunehmender empirischer Arbeiten im Bereich der Familiensoziologie aktuelle Daten großer Surveys enthalten (z.B. vom DJI-Familienpanel), welche allerdings weitgehend auf Deutschland beschränkt sind. Dafür aber, auch das ist neu, werden Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland nachgezeichnet. Gleich geblieben ist jedoch das Ziel des Buches, so Nave-Herz in ihrem Vorwort zur fünften Auflage: „Es will historisch vergleichend aufzeigen, was de facto – häufig entgegengesetzt der öffentlichen Meinung – als neuartig in Bezug auf die heutigen Familienformen, die innerfamilialen Interaktionsprozesse und die familiäre Sozialisation identifiziert werden kann (...)“ (S. 7).

Zentral ist die oft zitierte These zur gestiegenen Pluralität von Familienformen, die Nave-Herz sehr kritisch unter die Lupe nimmt und feststellt: Die quantitative Verteilung von Familienformen hat sich entlang der letzten Jahrzehnte nicht grundlegend geändert. Zwar gebe es heute mehr Ein-Eltern-Familien und mehr Scheidungen, aber es gebe z.B. nicht mehr Stieffamilien und auch nicht mehr Adoptions- oder Pflegefamilien. Ebenso sei die Definition von Familie als besonderes „Kooperations- und Solidaritätsverhältnis“ mit ihren einzigartigen Rollen (z.B. Vater, Mutter, Geschwister) weiterhin gültig – und zwar auch kulturübergreifend. Was sich hingegen verändert habe, seien individuelle Lebensmuster, z.B. im Hinblick auf den

Faktor Zeit. Damals wie heute gründet zwar fast jeder eine eigene Familie, aber später im Lebenslauf. Gleichzeitig hat sich die „Familienphase“, d.h. das Zusammenleben von Eltern mit ihren zu versorgenden Kindern verkürzt. Dies liegt einerseits an der heute geringeren Kinderzahl pro Familie. Andererseits wird diese Phase vor dem Hintergrund eines gestiegenen Lebensalters auch im eigenen Lebenslauf „relativ“ kürzer. Mit Blick auf sich nur langsam wandelnde Geschlechterrollen stellt Nave-Herz eine bildhafte Rechnung auf, die zum Nachdenken anregt: „Eine normative Festschreibung der Frauen auf ihre Mutterrolle würde heute bedeuten, dass sie 1/4 ihres Lebens in der Erwartung auf das ‚eigentliche Leben‘ (= Familienphase) und ca. 2/4 ihres Lebens im Bewusstsein, dass das ‚eigentliche Leben‘ vorbei sei, verbringen würde“ (S. 27).

Was den Untertitel des Buches („Folgen für die Erziehung“) angeht, stellt die Autorin dar, wie gesellschaftliche Individualisierungstendenzen in den letzten 30 Jahren dazu geführt haben, dass Eltern einen neuen Leistungsanspruch spüren, ihr Kind „richtig zu erziehen“. Durch ein Nebeneinander widersprüchlicher Wertesysteme, wie es für komplexe Gesellschaften charakteristisch ist, seien Eltern oft unsicher. Und weil sie ihre Kinder weniger mit Geboten und Verboten erziehen, hingegen mehr mit ihnen verhandeln, fordere und fördere dies ein Mehr an Sprachkompetenz. Und so postuliert Nave-Herz neben einer neuen „Kindzentrierung“ auch eine „Versprachlichung der Erziehung“.

Wie erwähnt, ist „Familie heute“ bereits ein Standardwerk und eine lohnenswerte Lektüre, die in ihrer differenzierten Darstellung der Zusammenhänge zwischen dem System Familie, seinen Rollen und gesellschaftlichen Prozessen verdeutlicht, wie komplex – aber eben nicht grundlegend neu –, „Familie heute“ ist. ■

Kontakt: christine.geserick@oif.ac.at



Nave-Herz, Rosemarie (2012): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Oldenburg: Primus Verlag.

ISBN 978-3-86312-332-1  
www.primusverlag.de



## Zukunft mit Kindern

### Fertilität und gesellschaftliche Entwicklung in Deutschland, Österreich und der Schweiz

Warum bleibt der Kinderwunsch vieler Paare unerfüllt, während sich andere gegen Kinder entscheiden? Dieses Buch präsentiert die Ergebnisse einer Arbeitsgruppe zu den Gründen niedriger Geburtenraten in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Es führt den heutigen Wissensstand aus Medizin, Soziologie, Demografie, Ökonomie, Psychologie, Politik- und Geschichtswissenschaften zusammen, beleuchtet Probleme der Datenerhebung und entwickelt Empfehlungen, wie die Realisierung von Kinderwünschen besser ermöglicht werden kann. Der Ländervergleich zeigt, dass eine erfolgreiche Familienpolitik neben den Dimensionen Zeit, Geld und Infrastruktur unbedingt den jeweiligen sozialen Kontext berücksichtigen muss.

**Literatur:** Stock, Günther; Bertram, Hans; Fürnkranz-Prskawetz, Alexia; Holzgreve, Wolfgang; Kohli, Martin; Staudinger, Ursula M. (Hg.) (2012): Zukunft mit Kindern. Fertilität und gesellschaftliche Entwicklung in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Frankfurt: Campus. ISBN 978-3-939818-29-8, [www.campus.de](http://www.campus.de)



## Das Früher im Heute

### Liebespaare und ihre Herkunftsfamilien

„Du bist wie Dein Vater“ oder „du bist wie Deine Mutter“ – so lauten in ehelichen Konfliktsituationen häufig die gegenseitig erhobenen Vorwürfe. Der Autor analysiert, welche Verhaltensmuster der Herkunftsfamilie auf welchem Wege in die Liebesbeziehungen junger Erwachsener einfließen. Ein Schwerpunkt der Analyse ist dabei die intergenerationale Weitergabe der Kompetenzen zur Konflikt- und Stressbewältigung.

**Literatur:** Schaer, Markus (2012): Das Früher im Heute: Liebespaare und ihre Herkunftsfamilien. Gießen: Asanger Verlag. ISBN 3-89334-570-0, [www.asanger.de](http://www.asanger.de)

## info

## Sexualberatung und Sexualtherapie

### Neue Universitätslehrgänge

Die Universitätslehrgänge „Intervention und Beratung im Bereich Sexualität“ und „Sexualtherapie“ des Instituts für psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung an der Universität Innsbruck unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Josef Ch. Aigner verstehen sich als wissenschaftliche Bildungsangebote, um Fragen der menschlichen Sexualität in Beratung und Therapie professionell bearbeiten zu können. Neben Selbsterfahrung und Supervision kommt der Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifischer Sexualität, mit deren Vielfalt und Tabus sowie mit Gewalt und sexueller Traumatisierung große Bedeutung zu. Auch die Reflexion von Übertragungs- und Gegenübertragungsprozessen unter besonderer Berücksichtigung von Erotisierung und Sexualisierung ist Teil des Lernprozesses. Besondere Aufmerksamkeit wird der Entwicklung von Kompetenzen in Diagnostik, Beratung und Intervention geschenkt.



**Veranstaltungsort:** Universität Innsbruck, Schloss Hofen (Vorarlberg), Zentrum Bad Bachgart (Südtirol)  
**Informationen:** [info@schlosshofen.at](mailto:info@schlosshofen.at), [www.schlosshofen.at](http://www.schlosshofen.at)

## impressum

**Medieninhaber:** Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien | 1010 Wien, Grillparzerstraße 7/9 | [www.oif.ac.at/impressum/](http://www.oif.ac.at/impressum/)  
**Herausgeber:** Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal | **Redaktion:** Dr. Isabella Hranek, Ursula Hambrusch | **Kontakt:** [beziehungsweise@oif.ac.at](mailto:beziehungsweise@oif.ac.at)  
**Fotos und Abbildungen:** Christine Geserick (S. 1) | Primus (S. 7) | Campus, Asanger Verlag, Universität Innsbruck (S. 8)

Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend über die Familie & Beruf Management GmbH sowie der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg.

Grundlegende Richtung des Druckwerks nach § 25 (4) MedienG:

Diese Zeitschrift informiert über Publikationen, Projekte und Aktivitäten des ÖIF sowie über familienrelevante Themen und Studien auf nationaler und internationaler Ebene in unabhängiger, wissenschaftlicher und interdisziplinärer Form.

DVR: 0065528

Österreichische Post AG | Sponsoring: Post | Verlagspostamt: 1010 Wien

Zulassungsnr. 02Z0318205